

gen, Partnerschaften usw. zu begreifen.“² Die Selbstgestaltung und Selbstinszenierung richtet sich freilich nicht nur auf die eigene Biographie, sondern umfasst auch die sozialen Bindungen. Gemeinsamkeit ist nicht länger vorgegeben und verordnet, sie muss im Einklang mit dem selbstgestalteten Individuellen begründet, ausgehandelt und bewahrt werden.

Mit „Bowling Alone“ liefert Robert D. Putnam den empirischen Beleg für die Auflösung von Gemeinschaften. Daten aus 500.000 Interviews hat der Soziologe ausgewertet und die daraus gewonnenen Erkenntnisse zeigen, wie wir uns immer stärker von unseren Familien, Freunden und Nachbarn entfernen. Putnam warnt vor dem Niedergang des Sozialkapitals. Ebenso wie auch physisches Kapital und Humankapital einen Wert haben, so steht auch hinter Putnams Konzept des „Sozialkapitals“ die Idee, dass den Verbindungen zwischen Mitgliedern eines Gemeinwesens ein Wert beigemessen werden kann: Soziale Kontakte erhöhen die Produktivität sowohl von Individuen als auch von Gruppen. Die Auflösung von Kegelveeinen und anderen Orten, an denen soziale Netzwerke gesponnen werden resultiere daher in einer Erosion des Sozialkapitals und führe also unweigerlich zu einer sozialen Verarmung unserer Gesellschaft. Aber nicht nur das: Die demokratischen Strukturen würden unter dem Rückgang der sozialen Interaktionen leiden. Wie stark sich soziales Kapital, das sich konstituiert durch interpersonale Netzwerke, soziales Vertrauen und gemeinschaftsbezogene Normen und Werte, auf die Effizienz demokratischer Institutionen auswirkt, hat Putnam in seiner früheren Studie „Making Democracy Work“³ gezeigt: Darin geht er den Leistungsunterschieden von zwanzig italienischen Regionalverwaltungen nach und legt dar, dass die effizientere und bürgernähere Verwaltung in Norditalien gegenüber Süditalien eben durch ein im Norden stärker ausgebildetes soziales Kapital zustande kommt, welches Zugehörigkeitsgefühl und Vertrauen stärkt, Kommunikation etabliert und den Informationsfluss fördert sowie eine effektivere Lösung von Problemen ermöglicht. Die Mitgliedschaft in Vereinen ist eben nicht nur Teil der individuellen Freizeitgestaltung und trägt auf diese Weise zum persönlichen Wohlempfinden bei, sondern auch zur allgemeinen Wohlfahrt: „Good government in Italy is a by-product of singing-groups and soccer clubs.“⁴

kann, stark erhöht. Eine SMS, eine kurze E-Mail sind eben schneller getippt als ein persönliches Treffen oder auch nur ein Telefonat hinter sich gebracht sind. Die hohe Zahl der Bekanntschaften, mit denen es – wenn auch lockere – Austauschbeziehungen zu unterhalten gilt, zwingt uns dazu, Bindungen ständig abzuschwächen. Wir basteln uns ein riesiges Netzwerk schwacher, nach Bedarf abrufbarer Bindungen, die relativ einfach sowie kosten- und zeitsparend aufrecht erhalten werden können, und lösen immer mehr intensive, persönliche Freundschaftsbeziehungen auf. Es scheint, als ob wir mit dem Einzug der Netztechnologien in unseren Alltag die Qualität von zwischenmenschlichen Beziehungen der schieren Quantität geopfert haben. Aber nicht nur weil es technisch möglich ist, jonglieren wir mit einer immensen Anzahl von Kontakten, sondern auch weil es nützlich und effizient ist – oder zumindest so erlebt wird. Networking heißt der Imperativ der Mediengesellschaft und wir folgen ohne Bedenken dem ungeschriebenen Gesetz, der Zufall der Bekanntschaften übe ganz wesentlich Einfluss auf Schicksal und Erfolg eines Menschen aus. Oft wird dabei übersehen, dass Networking – so wie es im virtuellen Raum betrieben wird – beinahe schon zum Selbstzweck geworden ist und sich selbst um seine Früchte bringt.

Reziprozität sei das Schmiermittel für das Funktionieren und längerfristige Bestehen von Netzwerken; Robert D. Putnam spricht in diesem Zusammenhang von „investment in social capital“. Der Netzwerkgedanke zeitigt nur dann Vorteile, wenn Mitglieder „Investitionen“ tätigen, wenn also Austauschbeziehungen vorhanden sind. Das Sozialkapital muss durch einen ausgewogenen Prozess des Gebens und Nehmens ständig reproduziert werden. Zwar muss nicht notwendigerweise jeder Leistung eine direkte Gegenleistung folgen, jedoch liegt dem Gefallen, den ich einem Netzwerkmitglied tue, durchaus die Hoffnung zugrunde, dass irgendwann jemand aus dem Netzwerk auch etwas für mich tut. „Networks involve (almost by definition) mutual obligations; they are not interesting as mere ‚contacts‘.“ In Putnams Augen können daher Kontakte-Sammeln und die ständige Erweiterung der Liste der virtuellen „Freunde“ wohl kaum als Investition in das Sozialkapital angesehen werden, schlicht weil das Element der Reziprozität fehlt. Ein solchermaßen verstandenes Networking resultiert nur allzu leicht in neuen Hierarchien und Ungleichheiten: Es entstehen Eliten ohne Legitimation, indem Menschen mit vielen

an ihn gerichtet sind. Dabei verliert sich die Beantwortung dieser Fragen in Beliebigkeit: Anerkennung wird heute gemessen in Google-Treffern, der Anzahl von Lesern eines Blogs, der Anzahl von „Freunden“ auf *Facebook* oder *StudiVZ* und an Kontakten auf professionellen Networking-Plattformen wie *Xing* oder *LinkedIn*. Und unsere Identität gestalten wir nach Belieben und je nach Tagesverfassung: Wie wir unsere Avatare in *Second Life* oder unser Profil auf *StudiVZ* oder *Facebook* präsentieren, ist wohl in den meisten Fällen weniger von Tatsachen als vielmehr von Wunschvorstellungen getrieben.

Dass nämlich das Netz eine beinahe unerschöpfliche Quelle von Anerkennung ist, und wir außerdem großen Einfluss darauf nehmen können, in welcher Form und Menge Anerkennung zu erhalten ist, das haben die Menschen schnell gelernt. Viel einfacher als nach Identität und Individualität zu suchen ist es heute, sie zu konstruieren. Die Anerkennung aus dem Internet ist für uns zum Vehikel für die Identitätssuche geworden, wir forschen nicht länger, sondern gestalten unser „Selbst“ nach Lust und Laune. Dies freilich entspricht voll und ganz unserer Zeit: Die Forderung nach ständiger Flexibilität lässt neue Gemeinschaften entstehen, die unverbindlich, schnell und einfach zu bedienen sind. Ohne Zeitverschwendung laufen wir geradewegs auf unser Ziel zu: die über Medien vermittelte Interaktion läuft ohne jeglichen „Ballast“ ab; sie umgeht kulturelle Normen, Subtilität und leise Zwischentöne sowie kulturelle und interpersonelle Komplexität.

Den menschlichen Anerkennungs- und Identitätsfindungsprozess via Internet hat schon David Riesman in den 1950er-Jahren in seinem Konzept des „außengeleiteten Menschen“ vorweggenommen. Riesman geht in seinem Buch „*The Lonely Crowd*“⁶ davon aus, dass es im letzten Jahrhundert einen Wandel gegeben habe von einem innen-geleiteten Charakter, der für die industrielle Gesellschaft kennzeichnend war, zu einem außen-geleiteten Charakter, wie er mit modernen nachindustriellen Strukturen in Zusammenhang stünde. Der außen-geleitete Mensch orientiert sich weitgehend an seiner Umwelt, an dem, was peer-groups oder mediale Vorbilder tun. Er entscheidet sich kurzfristig und ständig neu, geht mit einer „Radaranlage“ ausgestattet durch das Leben und passt sich den ständig wechselnden Umständen an; das Bedürfnis nach Anerkennung, Beachtung und Beliebtheit wird zur richtungweisenden Grundlage des eigenen Verhaltens. Diese Lenkung durch peer-groups resultiere in zunehmender Konformität

brauch unserer Freizeit führt und Möglichkeiten der Formation von Sozialkapital vergibt. Besonders das Fernsehen hat Putnam für die isolierte Freizeitgestaltung verantwortlich gemacht. In ihrem „Internet and Society“-Report aus dem Jahre 2000 hingegen sehen Norman Nie und Lutz Erbing das Internet als gewaltige Vereinsamungstechnologie. Entgegen seiner Intention als Technologie der sozialen Vernetzung zu dienen würde das Internet seine Nutzer sozial isolieren und sie von Freunden, Familie und sonstigen Gemeinschaften entfremden. In der atomisierten Gesellschaft sitzt jeder Einzelne vor seinem Fernseh- oder Computerbildschirm und pflegt solcherart den Kontakt zur Welt. Saß man in den Anfangszeiten des Radios oder des Fernsehers wenigstens noch gemeinsam vor dem Apparat, so ist mit der Massenproduktion der Empfangsgeräte auch der kollektive Konsum überflüssig geworden. Der österreichische Philosoph Günther Anders prägte in den 1950er-Jahren den Begriff des „Massen-Eremiten“, um den einsiedlerischen Techniknutzer zu beschreiben, der – gleich Millionen anderer – in den eigenen vier Wänden sitzt, um eben nicht „der Welt zu entsagen, sondern um Gottes willen keinen Brocken Welt in effigie zu versäumen.“⁷

Führen die schwindenden Gemeinschaften dazu, dass Menschen sich eine Parallelwelt aufbauen, mit Medienakteuren (z. B. Stars oder Avatare) in quasisozialen Kontakt treten, um das Verschwinden der natürlichen Orte sozialen Kontakts auszugleichen? „Parasoziale Interaktion“ nennen Psychologen diese Art Flucht aus dem Alltag, indem die Illusion einer Beziehung von Angesicht zu Angesicht aufgebaut wird. Beziehungen kommen durch Knopfdruck auf die „An“-Taste zustande und sind genauso schnell wieder beendet oder auf Eis gelegt: Ein Gefühl der Verantwortlichkeit für die Beziehung muss kaum entstehen, weil sich der Medienrezipient jederzeit wieder aus der Interaktion zurückziehen kann und sich nicht für das Weiterentwickeln derselben zuständig fühlen muss. Und Gegenseitigkeit fehlt zur Gänze.

Haben die modernen Kommunikationstechnologien eine Heerschar von „Massen-Eremiten“ aus uns gemacht, die Mitmenschen nur noch auf Distanz an ihrem Leben teilhaben lassen? Zeiten gestiegener Anforderungen an die Mobilität freilich machen die regelmäßige Teilnahme an Vereinsabenden für viele zu einem schwierigen Unterfangen. Der Arbeitsmarkt setzt heute eine extrem hohe Bereitschaft zur Mobilität voraus; häufige Ortswechsel gehen zwangsläufig einher mit